

Vom Stamme der Niesen

Roman von der Gegenwart von Philipp Berger.

(12. Fortsetzung.)

Als Stella, auf eine Antwort harrend, dem Geliebten ins Antlitz blickte, sah sie mit Bestrebung und Schmerz einen vorernten, gleichsam abgewandten Ausdruck in seinen Augen. Wie im Schein eines Blitzes erkannte sie die Wahrheit. Seine Aufmerksamkeit war geteilt. Schon wanderten seine Gedanken draußen bei den Kameraden, sein Herz eilte den Truppen, die nach Ost und West zogen, schon voraus.

„Hast du mich verstanden, Hans?“ fragte Stella.

Labenburg erwiderte gleichsam: „Er erhob sich und ballte die Fäuste. Jetzt ist nicht die Zeit, der Traurigkeit die Herrschaft über unsere Herzen einzuräumen. Die große Zeit finde auch große Menschen. Du hast recht, Stella. Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht. Alles steht in Gottes Hand, wir selbst und unsere Schicksale mit einbezogen. Die Trennung war uns genügt, auch ohne das Manen eures Hauses. Wenn wir jetzt auseinandergehen, nehmen wir beide die große, unerfüllte Sehnsucht mit. An eine ferne Hoffnung glauben, an einen Zufall, kann ich nicht; das ist Frauenart. Aber an eine geheime Verknüpfung unserer Seelen habe ich fest geglaubt, und diesen Glauben kann ich auch jetzt nicht aus meinem Herzen reißen. Wie dem auch sei, jetzt darf nur eines vor mir stehen und getriebsch alles fordern, was ich zu geben habe, die Pflicht für das Vaterland. Welch eine herrliche Aufgabe, für den deutschen Gedanken auf Erden zu kämpfen und ihn, so weit die eigene Kraft reicht, dem Siege entgegenzuführen.“

Stella erhob sich, ihre ganze Gestalt bebte, es war ihr nicht mehr möglich, sich zu fassen. „Ich muß nun wohl Abschied nehmen“, hauchte sie.

Labenburg sah das Mädchen beinahe überfallen an. Wieder war es ihm wie ein Erwachen. In der Zeit der Gedanken, die während dieser Stunde auf ihn eingebrungen war, hatte sich auch die Idee bemerkt, dem Konjunktiv selbst die Kapitulation, die er benötigte, anzubieten; dort hinten in der Wüste hatte man ja wahrhaftig seit Generationen genügend Geld angehäuft. Aber sofort mußte er diese Idee verworfen. Es war unmöglich, daß der Konjunktiv sich einem Fremden anvertraute oder die Heirat seiner Tochter zu einem Handelsgeschäft machte. Jetzt, im Drange der Abschiedsminuten, lehrte der Gedanke mit Gewalt zurück, aber auch diesmal verwarf er ihn, als unwürdig der abligen Bestimmung Stellas.

„Noch einmal, du mein geliebtes Weib, laß mich dich fest umarmen“, sagte Labenburg weich, „du bist das Weib meines Herzens, und nie werde ich ein anderes lieben, noch an meine Brust nehmen. Hoffe, wenn du kannst, auf das Wunder, das uns noch zusammenführt. Mich soll es bereit finden, spät oder früh, und wo es auch immer sei. Stella, leb, wohl!“

Stella konnte nicht sprechen. Der Abschiedsschmerz übermannte sie. Sie küßte den Geliebten noch einmal heiß und unter Tränen und wollte dann zum Zimmer hinausstreben. Aber Labenburg hielt sie zurück. Seine ganze stolze Ruhe war ihm wiederbegegnet.

„Nicht so, Stella“, sagte er, „aufrecht, in Kraft und Würde wollen wir auseinandergehen. Fasse dich, liebes Mädchen. Ich geliebe dich.“

Als Stella und Labenburg hinaus-traten, hatte das Bild draußen sich verändert. Der Regen hatte ganz aufgehört. Blau und goldig strahlte die Sonne. Die Häuser um den ganzen weiten Platz waren mit wehenden Fahnen bedeckt. Drüben, vor dem Bieder- & Koffler, und auf der anderen Seite, vor dem Bahnhofsportal, standen große Gruppen von Menschen, weiße Blätter in den Händen. Nach wenigen Schritten teilte sich die Erregung auch dem Offizier und seiner Begleiterin mit. Am nächsten Morgen hing ein Fettel, der die Korridorwände anbot. Ein lautes und gewaltiges Weiterläuten ins Lüttich! Aufzügen waren stürmend bis zur Stadt vorgezogen, hätten beinahe die Plätze genommen und den Kommandanten gefangen weggeführt. Nur waren ihrer zu wenige gewesen, um die Last zu vollenden, jetzt aber war der Sturm auf Lüttich in vollem Gange. Eine zweite Kunde, von der See her. Der kleine Hilfskreuzer „Königin Luise“, sonst ein Vergnügungsdampfer zwischen Hamburg und Helgoland, war bis in die Hemmelsmündung vorgezogen, war aber durch den englischen Kreuzer „Amphion“ überfallen und zerstört worden, aber auch das englische Kriegsschiff hatte daran glauben müssen, es war auf eine der neu gelegten Minen gelaufen, explodiert und gesunken. Zu Lande und zur See künftens die deutschen Waffen schon tief in Feindesland.

„Aber doch auch erst beide warte“, sagte Labenburg aus tiefer Brust, „als er Stella über die Straße

führte, um nach einem der auf der anderen Seite haltenden Automotoren zu gelangen, nahm Stella seinen Arm. Ein einziges Mal, wenn auch nur für wenige Augenblicke, wollte sie so an seiner Seite wandeln. Keines sprach noch ein Wort. Stella lag in den Kraftwagen und nannte dem Chauffeur das Haus am Mittelweg. Labenburg entließ den Kopf und lächelte Stella die Hand. Das Auto legte sich in Bewegung. Stella sah mit großen glänzenden Augen zurück, bis sie die Gestalt des geliebten Mannes nicht mehr zu erkennen vermochte.

11. Kapitel.
Dem Handreich auf Lüttich folgte unmittelbar der Sturm auf die Festung. Schon um Mittag durch die Schwärzen die Stadt unbestimmte Gerüchte, daß Lüttich genommen sei. Als dann wenige Stunden später, die amtlichen Nachrichten eintrafen und das Gerücht bestätigten, löste Siegesjubel in allen Herzen auf. Die Siegesgewißheit des deutschen Volkes in dem ihm aufgewungenen Kriege verdichtete sich zum überschwänglichsten Glauben. Überall brach die Vegetation sich Bahn. Am Abend marschierende ganze Jünger Leute durch die Straßen der alten Stadt, bunt zusammengewürfelte Mengen, die einander wie von selbst gefunden hatten. Anführer aus eigener Ernennung führten die Kolonnen nach den Wohnstätten der Bürgermeister, wo Reden gehalten und brauente Hurras dazugedröhrt wurden.

Im Hause Kramer an der Rothenbaumgasse erhielt die beabsichtigte stille Feier durch die Siegesnachricht ein lautes, patriotisches Gepräge. Aber auch ohne diese hätte die kleine Gesellschaft wohl einen trübseligen Stand ihm vorzuziehen. Auch Karl Kramer, jetzt nicht mehr Ingenieur und Kaufmann, sondern Leutnant seines Pionierbataillons, befand sich in der Uniform und gleich jetzt noch vorgeführt. Als der Abend vorgeschritten war, gestellte sich noch ein dritter Festbesucher zur Gesellschaft, der Stabsarzt Dr. Martens. Der Konjunktiv erschien mit seiner ganzen Familie, um dem bescheidenen Hause seine Glückwünsche darzubringen.

Frau Burmeister erlebte Stunden des Glücks und des Leidens, die ihr einfacher Sinn kaum zu fassen vermochte. Sie sah den abgöttisch geliebten Sohn glückselig an der Seite seiner jungen Gattin und an einem Ziele, das den Eltern herzlich erwünscht war, aber immer wieder erinnerte sie die so oft so bewundernde Uniform daran, daß der Sohn morgen vielleicht schon hinausziehen mußte in den blutigen Krieg. Zu den Feldmännern gehörte sie nicht. Mit einem inneren Staunen beobachtete sie, wie die Zärtlichkeit und die Liebe auf einen zweiten Platz zurückgedrängt waren und wie die Kriegsbegeisterung alle anderen Empfindungen in den Herzen der Jugend unterdrückt hatte. Es verurteilte sie ein körperliches Ungeschick, den Sohn gleichsam voll Freude vom Ausruddel sprechen zu hören; wie er sich das „Eisene“, möglichst „erster Klasse“, erwerben und nicht ohne dieses Ehrenzeichen zu ferren jungen Frau heimkehren wolle.

Eine Axt drängte sich auf ihre Lippen, und ehe sie es hindern konnte, war sie in der Not ihres Herzens schon ausgebrochen. „Nein, Marg“, rief sie, „das darfst du mir nicht antun. Du bist immer ein solcher Draufgänger gewesen. Du mußt mich verprechen, daß du dich nicht unnötig vordrängen wirst.“

Alle lachten. Marg verstand seine Mutter. Er stand ohne Scheu auf, küßte die Mutter und versprach, sich nicht vordrängen zu wollen, während ein Mädchen seine Lippen umspülte. Wunderbar hatte das gemeinsame Fühlen jeden äußeren Zwang von den Seelen genommen.

Als die Familie Martens eintrat, in ihrer Mitte Stella, schon und bloß und ruhig, ohne eine verärrliche Spur des inneren Kampfes in den edlen Zügen, wurde das Gemüt der guten Frau Burmeister von einer neuen Beklemmung ergriffen. Ihre Hände schwebten zu Kramer hinüber, der den Ankommenen in froher Erwartung entgegen sah, und zu Käthe Fröhlich, die mit dem Niesen nach alter Gewohnheit geschetzt hatte und jetzt ganz still wurde. Welchen Eindruck hatte Stella gesucht? Wie er auch gefallen war, er würde endlich sein, das wollte Frau Burmeister, konnte sie doch das stolze und unbezogene Mädchen, das ganz die Sinnesar des Vaters geerbt hatte.

Die Gedanken der Frau Burmeister schweiften zurück zu ihren Reiseerlebnissen. Was sie in fremden Ländern gesehen hatte, das war längst verblaßt, aber die Art und die Schicksale der Reisegefährten hatten unversehentlich in ihrem Gedächtnis. Am festesten das Erlebnis Stellas. Ihr Verbleib mit dem schönen Offizier auf dem Schiffe, ihre Begegnung am Derbhlage in Horn, Stellas Besuch, damals, als sie der alten Frau ihr bedrückendes Herz ausschüttete, alle diese Ereignisse, die sie mit erlebt hatte, waren

ja wie die Episoden eines Romans. Und dieser Roman war noch nicht zu Ende. Oder doch? Unsonst suchte Frau Burmeister, in den Augen Stellas zu lesen.

Der Konjunktiv hatte seine ganze stolze Ruhe wiedergefunden. Die Schwäche, in der seine Kinder ihn zum ersten Male gesehen hatten, war spurlos vorübergegangen. Er begrüßte Frau Burmeister, wie er scherzend und nicht ohne einen Beigedanken von harmloser Ironie zu tun pflegte, als „Louise“, was viele stets mit Freuden als ein Zeichen der Zuneigung aufnahm. Die Konjunktiv hatte seit dem Ausbruch des Krieges mit England an Sicherheit verloren. Ein Druck lastete auf ihr und nicht auch nicht, trotzdem alle Freunde des Hauses ihr mit ganz besonderer Rücksicht und Teilnahme entgegenkamen. Man schaute sich, in ihrer Gegenwart dem Hause gegen England Ausdruck zu geben, obwohl es nicht vermeiden werden konnte, die Besprüche von dem englischen Botschafter, der zu sehr alle Seiten beherrschte, abzulenken. Auch jetzt schwächte die Unterhaltung, nachdem die Einnahme Lüttichs gebührend gewürdigt worden war, auf England ab und auf die nahe Kat des kleinen Hilfskreuzers „Königin Luise“.

„Auch in unserem Hause“, sagte der Konjunktiv nach einer Weile, feigte lächelnd, „ist ein Sieg gegen England erfochten worden, ein friedlicher, schöner Sieg des Deutschland.“

Alle blühten erstunken auf den Konjunktiv und auf die Konjunktiv, die jetzt ebenfalls lächelte.

„Unsere Tochter“, sagte sie, „hat seit drei Jahren eine junge Engländerin als Zofe. Sie kennen Ellen ja, ein liebes und wohlunterrichtetes Geschöpf. Nach dem Ausbruch des Krieges mit England haben wir ihr freigestellt, in die Heimat zurückzugehen. Aber sie hat sich Standhaft gemeldet und schließlich unter Tränen gebeten, man möge sie nicht fortschicken, so daß man ihr die Bitte gebrühen mußte.“

Marg Burmeister lachte. „Entschuldig, Emmy“, sagte er, „aber wie ich die Damen kenne, scheint mir hinter dieses Verlangen, in Feindesland zu bleiben, nicht die Liebe zu Deutschland, sondern die Liebe zu irgendeinem Deutschen zu stehen.“

Frau Burmeister hörte auf. Sie konnte sich dieses Rätsel erklären. Also nicht nur die Herrschaften, auch die bedürftigen dienbareren Geister hatten einander gefunden. Sonnenklar war das. Aber Frau Burmeister schwieg, treu ihrem gegebenen Wort.

Zwei angstvolle, brennende Augen in einem lodernen Rahmen, jugendlichen Mädchengesicht beobachteten, wie Karl Kramer seinen Arm unter den Stellas hob und sie langsam hinausgeleitete auf die Gartenterrasse des Hauses. Die langen Vorhänge fielen hinter ihnen zusammen. Draußen war es schweiß und dunkel. Die Straßenlaternen waren ein schwaches Lichtspiel herüber. Aus dem nahe Absperrt wehten schwere Pflanzendüfte. Stella fühlte ihr Herz erzittern, denn jetzt erst wahrte der Augenblick des großen Scheidens. Etwas gebracht in ihr, aber es waren keineswegs die Stützen, die sie aufrecht erhielten, vielmehr war es der Jauber, der sie aus das getrieben hatte, was jetzt hinter ihr lag. Das Metall in ihrer Natur verhoffte sich Geltung. Nach wenig Augenblicken des inneren Streites war sie ruhig und dem Augenblick gewöhnt.

„Stella“, sagte der Hüte ernst, und seine Spur von Jagen war in seiner Stimme, mit dem Waffenschatz hatte auch er, wie so viele Leute, einen neuen, selbstbewußten Menschen angezogen. „Stella, die Stunde ist da, wo du mir Antwort geben mußt.“

„Ich weiß es, Karl, und bin darauf vorbereitet.“

In seiner Hand liegt es, mich glücklich zu machen, ehe ich in den Kampf hinausziehe.“

Stella holte tief Atem. „Höre mich an, Karl“, sagte sie ruhig und ernst. „Du weißt, daß ich dich immer gern gehabt habe. Ich könnte es bei dieser Erklärung bewenden lassen. Aber ich will und muß ganz ehrlich sein. Deine Vermutung hat dich nicht getäuscht. Zwischen dich und mich war ein anderer Mann getreten, den ich auf meiner Reife dachte und lieben gelernt hatte. Ihm entsage ich jetzt. Und wenn ich dir mein Wort gebe, so geschieht es, das weißt du, weil du mich kennst, ehrlich und ohne Mißacht. Eine andere Frage aber ist es, ob du mich nach diesem Begegnnis willst.“

Im Herzen Kramers wachte eine heilige Eifersucht auf. Er hatte die Empfindung, das geliebte Mädchen vor sich stehen zu müssen, aber zugleich übermannt ihn eine Schwäche und ein Gefühl, das von fern mit dem Weinen verbandt war.

„Stella“, sagte er bebend, „ich fühle es, ich kann dich nicht lassen. Welche Hindernisse zwischen dich und jenen anderen getreten sind, will ich nicht wissen. Ich weiß und fühle nur eins, ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du einem anderen

angehören solltest. Alles soll ausgehört sein, was ich an Zweifeln, an Schmerz und Eifersucht um dich durchlebt habe. Stella, ich habe dich so lieb, daß ich dir es mit Worten gar nicht sagen kann, du warst der Raum meines ganzen Lebens.“

Von seinem Gefühl übermannt, zog er Stella in seine Arme. Seine ganze Gestalt erzitterte vor Leidenschaft. Wie ein Knäuel kam es über ihn, endlich das so lange schuldhaft geliebte Mädchen an seiner Brust zu fühlen. Er beugte sich nieder und küßte ihren Mund. Stella rührte sich nicht, ihre Lippen waren kalt.

„Ich weiß noch nicht, wann ich fort muß, lächelte Stella. „Ich weiß noch nicht, wann ich fort muß, lächelte Stella.“

„Stella“, sagte er, „ich bin jetzt die Deine. Aber du mußt mir Zeit lassen, mich daran zu finden. Mich angeloben will ich dir, aber die Heirat, das forderst du von mir, wollen wir verschieben, bis du glücklich heimgelohret bist. Suche mich zu verstehen. Es kann nicht sein.“

Wieder stieg das Gefühl der Eifersucht, noch brennender als zuvor, im Herzen des Mannes auf, und wieder ward es von der Angst, die Geliebte zu verlieren, niedergebungen. „Stella“, bat er, „das Mädchen sei unschuldig, habe doch Mitleid mit mir.“

Stella machte sich frei und sagte still, aber entschlossen: „Es schmerzt mich, Karl, ein solches Wort von dir zu hören. Nur den Starcken kann ich achten. Du hast dein Ziel erreicht, nun habe auch Rücksicht mit mir.“

„Du hast mir eine heisse Hoffnung genommen“, gab Kramer nach einem Schweigen des inneren Kampfes zurück. „Aber wie du willst, so soll es geschehen. Ich liebe dich zu sehr, um dir etwas abschlagen zu können. Dein Bild begleitet mich hinaus, und meine Sehnsucht wird in jeder Stunde zu dir zurückfließen. Nur sag mir, nur ein einziges Mal, daß du mich liebst.“

„Düdele mich nicht, Karl, du weißt ja so, daß ich dich immer gern geliebt habe.“

Kramer nahm von einem raschen Impuls erfaßt, Stellas Hand und zog das Mädchen ins Zimmer zurück.

„Nieder Herr Konjunktiv, mein väterlicher Freund“, rief er, „Ihren Segen!“

Ein Aufruhr entstand in der kleinen Gesellschaft. Der Konjunktiv und die Konjunktiv umarmten das junge Paar. Frau Burmeister, gerührt als alle anderen, schloß Stella neben in die Arme und drückte sie langsam ihre Hand. Geflüster wurden gefüllt und das Hoch der Verlobten ausgedrückt. Ein Gast hatte sich schon unbemerkt entfernt. Als Kramer und Stella Hand in Hand eintraten, war alle Farbe aus dem Gesicht Klattes Fröhlich geworden, ihre blauen Augen umflorten sich und erloschen gleichsam. Ein stummes Weinen ohne Tränen durchschüttelte sie. Und während des Zumuldes der Glückwünsche trat sie schnell in den Garten, eilte zur Pforte hinaus und entflo.

Nach einer Weile, während der Konjunktiv und Kramer sich eifrig miteinander unterhielten, trat Stella allein auf die Gartenterrasse. Ein lärmender Zug junger Leute marschierte die „Wacht am Rhein“ singend, am Hause vorbei. Der Zug strebte dem unfernen Herrschichtungs ungarischen Generalkonjunktiv zu, um dem Vertreter der verbündeten Mächte zu hulbigen. Stella sah und hörte nichts, der Klang zog wie ein Hauch an ihr vorbei. Bleich und still, einer schönen feilenlosen Statue gleich, lehnte sie an der Brüstung der Terrasse und blickte mit großen leeren Augen in das Dunkel.

Dritter Teil.

1. Kapitel.

Das Land lag unter bedecktem Himmel im tiefen Dunkel der Dämmerung. Ab und zu wurde die Finsternis durch einen irdenen, gepfeiffen vorüberfliegenden Lichtschimmer erhellt, wie von einem fernem Wetterleuchten. Drüben in der Ferne, hinter der feindlichen Scheinwerfer aufgestellt und durchsuchten, gleich spähenden Augen, die Konjunktiv. Zum Dunkel der Nacht hatte sich jedoch nicht die Stille gestellt. Die Luft war voll von schillernden, rollenden und donnernden Geräuschen. Eine ungeheure Ranzonade sang, gleich einem tiefen Brummen, in den Lüften und machte den Boden erzittern. Die ungläubigen feindlichen Geschütze, belagerte Festungsbatterien und schwere englische Schiffgeschütze, die jenseits der Großen Rade aufgestellt waren, betrübten unaufhörlich im Halbtreib die Zufahrtstraßen nach jenem Punkt, wo die Große und die Kleine Rade sich vereinen. Wenn der Geschützdonner schwieg und einer fast unheimlichen Stille Platz machte, hörte man das Geräusch wellen Laubes

in Winde und den schweren Schritten ausgehüllten Posten.

„Bis hierher, in das zerflossene Rade, flogen die Schrapnelle nicht. Der ganze Ort, ja, die ganze Gegend, im Westen über Meckeln und die Kupel hinaus bis an die Schelde und im Nordosten bis an die Kleine Reuse, war gespickt mit deutschen Festungsgürteln, um auf Schwärze an das angehöchlich unheimlichbare Antwerpen heranzutommen. Trengend mußte Wache in diesen eisernen Gürtel geschlagen, an irgendeiner Stelle mußte der Übergang über die Reuse erzwungen werden. Die großen Forts waren bereits im Besitz der Deutschen. Kessel, Wachen, das ganz nahe gelegene Waare, St. Catherine lagen in Trümmern. Trotz des Hagels von Geschossen und der stark verhängenen Stellungen des Feindes war der Sturm auf Vier schon einmal gewagt worden, in später Abendstunde befand sich die Stadt schon im Besitz der Deutschen, aber die Belgier zogen frische Reserven heran, holten zum Gegensturm aus, und der Platz mußte vor der Uebermacht noch einmal geräumt werden. Jetzt setzten die deutschen Belagerer auf einem neuen gewaltigen Stoß ein. Mit der Ruhe und Pünktlichkeit einer Niesenmaschine wurden neue Truppen herangeführt und alles zum Generalangriff vorbereitet.“

In einem alten Bauernhaus, dessen untere Zeile noch erhalten waren, obgleich das Dach einem Granatschuß zum Opfer gefallen war, hatte sich eine Anzahl von Offizieren zum Nachlager zusammengedrängt. Unter ihnen befand sich der Oberleutnant Labenburg. Er hatte schon den ersten Sturm auf Vier mitgemacht, ein Schuß hatte seinen Helm durchschlagen, ein anderer den Mantel durchschört, aber er selbst war wie durch ein Wunder davongekommen. Von dem eleganten Offizier war nicht viel nachgeblieben, der festzug hatte ihn in einen rauhen Krieger verwandelt. Sein Gesicht war tief gebräunt von Wind und Wetter, die Uniform trug Spuren von Staub und Nässe. Auch an ihm hatte sich das große Wunder des Krieges vollzogen. Die Begegnungheit war wie ausgelöscht, er lebte nur der Gegenwart, seine Gedanken beschäftigten sich fast ausschließlich mit den Aufgaben des Krieges, die Philosophie geriet, und auch das, was sein Herz vor dem Beginn des Krieges so tief bewegt hatte, kehreten die Gedanken flüchtig zu jener großen Enttäuschung zurück, dann war es wie ein kurzer, stehender Schmerz, gegen den sich die Kraft und das gesunde Empfinden der Gegenwart rasch verteidigten. In der Umgebung Labenburgs befanden sich verschiedene jüngere Offiziere, unter denen einer, der Leutnant Kramer, durch seine imponierende Gestalt her-vorragte. Bei dem ersten Versuch des Ueberganges über die Reuse hatte er fast seinen ganzen Zug verloren und war selbst am Arm verwundet worden.

Leutnant Kramer hatte in Vier während des Kückzuges solche Proben von Tapferkeit abgelegt, daß ihm das Eisene Kreuz verliehen worden war. Labenburg war schon früher auf dieses Bild von Männlichkeit und Tapferkeit aufmerksam geworden und hatte sich seit einigen Tagen, wo er nur konnte, dem sympathischen Offizier angegeschlossen. Jetzt hatten sie hier im zerflossenen Rade im Kreise anderer Kameraden dem Morgen entgegen. Reiner dachte noch an Schlaf, die Zigarren und Pfeifen dampften, die Augen glänzten von Mut und Kampfeslust, und das Gespräch, das sich ausschließlich mit den großen Ereignissen des Krieges beschäftigte, flog hin und her, während in der Ferne die Geschütze donnerten.

Nichts war davon zu bemerken, daß die Offiziere sich mitten in Feindesland befanden und daß draußen, ringsumher im Lande, eine zu allen Schandtaten gegen die deutschen Truppen aufgeschaltete Bevölkerung saß. Unerhörte Gräueltaten in Belgien gegen deutsche Soldaten verübt worden, aber bis auf etwas Erbitterung und erhöhte Vorlicht hatte das Frontireuervesen dem Frohmüt von Offizieren und Mannschaften nichts anhaben können. Auch jetzt gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Jeder einzelne füllte sich als handelnde Person in dem ungeheuren Schauspiel, das sich auf der Erde abrollte. Welche Taten waren schon geschehen! Der bayerische Kronprinz hatte schon früh zwischen Meck und den Bogesen die Franzosen in einem großen Treffen gewonnen, der deutsche Kronprinz bei Longwy, Normar war gefallen. Bei Saint-Quentin waren die Engländer gelaufen wie die Hufen. Hünzburg hatte Hunderttausende in die maurischen Sümpfe getrieben und ganze Armeen gefangen weggeführt. Vor einem Monat war Mauseuge gefallen, ein kleines Stoen, nicht weniger als vierzigtausend Kriegsgefangene, darunter vier Generale, hatten den Zug nach Deutschland angetreten müssen.

„Nicht alles nichts“, rief Labenburg lachend. „Befehle sind ein Wort mit ihnen reden, die Herren Engländer werden dann schon ein Einsehen haben und uns ein bißchen nach Antwerpen hineinlassen.“

„Auf Antwerpen freue ich mich“, sagte der Jüngling wieder. „Ich kann die Zeit gar nicht abwarten.“

„Ich auch nicht“, antwortete Kramer, „aber gewiß aus einem andern Grunde als Sie. Ihre Gründe, Lieber?“

„Ich bin Kunstflorier, Herr Kamerad, und in dem alten Antwerpen gerät es eine Menge zu sehen. In Rom bin ich gewesen, überhaupt habe ich Italien bereist, aber in den Niederlanden, einschließlich Belgien, war ich noch nicht.“

„Die Reize nach Antwerpen hätten Sie vor dem ersten Anzuge etwas bequemer haben können, als jetzt“, warf einer lachend ein.

Der Student blieb ganz ernst. „Aber nicht in so guter Gesellschaft. Ich gleiche den Engländern, den wir uns jetzt bereiten, vor. Wie herrlich wird es sein, mit dem Gefühl des Siegers vor dem Ruubenshaus zu stehen. Mit welchen Hoffnungen und Heimgelassenheiten werden wir die alte Stadt betreten, denn bis auf das fremde Element der düstlerartigen Wallonen sind uns Norddeutschen die diamantenen Bewohner nahe verwandt. Sprechen sie doch unsere Sprache. Antwerpen ist eigentlich eine deutsche Stadt, man hatte sie nur mit französischem Geist durchtränkt. Ganz besonders freut ich mich auf eine Besichtigung des berühmten Plantinens.“

Der Marineleutnant sagte: „Freuen Sie sich nicht zu früh. Es könnte sein, daß alle diese Sehenswürdigkeiten zusammengehoffen sind, wenn wir nach Antwerpen hineintrommen.“

„Das fällt mir erst jetzt ein“, rief der Student ganz erschrocken. „Es wäre eine lobenswerte Gemeinschaft — ich meine, von den Antwerpenern, wenn sie es darauf antommen lassen und die Stadt nicht übergeben wollten, sobald sie nicht mehr zu halten ist. Man nennt uns Barbaren, aber lassen Sie sich einmal Medeln an, diesen Zivildienst an almeierländischer Bautkunst, und wie die Belgier selbst die Stadt in Trümmer gelegt haben. Natürlich wird man's uns in die Schube schieben.“

„Zu nichts, wir haben einen breiten Rücken“, lachte Kramer, und alle lachten mit, denn auf den Niesen hatte der Ausdruck wirklich. Er hatte es vorher nicht bedacht. „Was mich betrifft“, fuhr er fort, „ich freue mich aus einem andern Grunde auf Antwerpen. Den Hafen möchte ich sehen, den ich noch nicht aus eigener Anschauung kenne, möchte Vergeleiche zwischen Schelde und Elbe ziehen und das ganze Leben in der alten Handelsstadt und Baldwin Hamburgs beobachten.“

Der Marineleutnant: „Da werden Sie auch eine Enttäuschung erleben, Kamerad. Denn wenn wir Antwerpen wirklich bombardieren, werden die Antwerpener Hals über Kopf machen, daß sie fortkommen und von dem interessanten Volks- oder gar Geschichtsbücher werden Sie wenig oder nichts mehr zu sehen kriegen.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“

„Aber die Engländer“, warf ein Leutnant zur See ein. Sie sollen ja schwere Schiffgeschütze in Stellung gebracht und famos verhängt haben.“